

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 2 (1898)
Heft: 20

Artikel: Wenn's lenzt [Fortsetzung]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575006>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

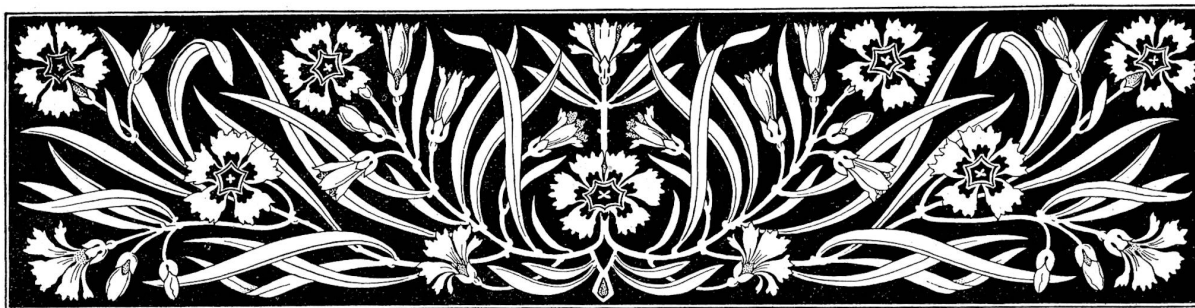
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



P. L.

Aug. Hirschbach. 97

Wenn's lenzt.

Erzählung von Jakob Vogthart, Rüssnacht.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Während der Alte sprach, standen die Burschen und Mädchen stillschweigend da, wagten nicht sich zu rühren und hielten fast den Atem zurück, denn diese Zeremonie gehörte zu dem Feierlichsten, was sie kannten, und gar von der gemütvollen Pauline Abschied zu nehmen, die keinem etwas hätte zu Leide thun können, die sie alle so gern hatten, das ging den meisten nahe. Konrad kämpfte mit den Thränen, aber er hätte sich sein Leben lang geschämt, sich in Gegenwart der anderen die Augen zu wischen, und so suchte er das Bild der Geliebten aus seinem Geiste zu vertreiben. Aber wie das anfangen? Erst wollte er überlegen, was er die nächste Woche alles in Haus und Feld zu thun habe, aber wenn er ans „Oberhaus“ dachte, tauchte gleich daneben das „Unterhaus“ auf. So ging's nicht! — Sein Vater, der Schulpfleger, war schon drei Tage abwesend, er war ins Oberland verreist, um Vieh zu erhandeln, mußte aber jetzt, als am Samstagabend, wohl heimgekehrt sein. Hat er wohl einen guten „Schick“ gemacht? Was wird er sagen, wenn er erfährt, daß Kellerjakobs Pau . . . Wieder war Konrad bei ihr angekommen, und so ging es ihm mit allem, was er überdenken wollte, jeder Gedanke führte ins „Unterhaus“. Aber er erreichte doch, was er wollte: bei diesem Suchen nach Zerstreuung kam der Verstand zu seinem Recht, und das Herz bäumte sich umsonst. So merkte ihm niemand etwas an, nicht einmal Rosine, die ihm zwar gegenüberstand, aber mit sich selbst zu thun hatte und den Blick auf den Boden heftete. Sie war die einzige, die den Worten des Schulmeisters nicht mit Andacht gefolgt war: sie hatte einen Plan gefaßt, der nun ausgeführt werden sollte, aber es kam eine Bekommenheit über sie, die dem entschlossenen Mädchen sonst fremd war und sie spürte, wie das Glas in ihrer Hand leicht zitterte und sie hörte ihr Herz pochen.

Rosine und Konrad wurden aus ihrem Brüten geweckt durch das Klingen von Gläsern. Ein Paar war zu dem Schulmeister hingetreten, und Burschen und Mädchen hatten gleichzeitig von entgegengesetzten Seiten mit dem Glase angestoßen, das der Alte in der Hand hielt. Nach dem ersten Paar kamen die anderen der Reihe nach, langsam, mit der Haltung, die sie annehmen, wenn sie in der Kirche zum Taufstein treten müssen. Man gibt dem Schulmeister ein besonders dünnes Glas,

weil die Meinung ist, dasselbe sollte bei der Ceremonie in Brüche gehen. Nichts wäre leichter gewesen, als diese Katastrophe herbeizuführen, aber es hatte sich mit der Zeit der Aberglaube ausgebildet, daß das Paar, unter dessen Stoß das Glas in Scherben springe, Anlaß gebe entweder zum nächsten „Schäppeln“ oder dann zum nächsten Hochzeitstanz. Wirklich wußten alte Leute von Fällen zu berichten, wo dies zutraf und sie glaubten so fest an das Schäppeliorakel wie an ihre Bauernregeln. Die jungen Leute lächelten zwar, wenn die Alten davon sprachen und mahnend zu ihnen sagten: „Ja, das junge Volk glaubt eben nichts mehr!“ dennoch benahmen sie sich beim „Schäppelitrunk“ recht vorsichtig und hüteten sich wohl, fester zu stoßen, als das Glas etwa ertragen mochte. Den Hochzeitstanz, nun, den hätte man sich ja unter Umständen gefallen lassen, aber den anderen, mit dem Senfmann . . . Der Aberglaube sitzt auf den Höfen so fest wie der Kleeteufel im Acker und seht ihr einen Hofbauern lächeln, wenn von einem „verworfenen Tag“ oder vom Zerpringen des Schäppeliglases gesprochen wird, so mißtraut ihm. Thatsache ist, daß seit vielen Jahren beim Schäppeln kein Glas mehr gesprungen ist.

Die Reihe kam an Rosine und Konrad. Das Mädchen war immer noch nicht mit sich einig und zögerte, ehe es den Fuß vom Flecke hob: „Soll ich, oder soll ich nicht?“ Sie sah Konrad an, den starken Burschen mit den breiten Schultern und den blühenden Backen und vergegenwärtigte sich ihre eigene Gestalt, wie sie sich aus dem Spiegel kannte: das letzte Bedenken war überwunden: wahrhaftig, das mußte ein närrisches Glas sein, das beim Zerpringen rufen könnte: „Ich bin dein Totenglöcklein.“

Sicher trat sie zum Schulmeister hin, Konrad gegenüber. Sie stießen gleichzeitig an: diesmal läutete das Glas nicht wie ein Silberglöcklein: „Gut so, gut so!“ es war, wie wenn es schrie: „Du thust mir weh!“ Alles fuhr auf und sah hin. Ein Stück Glas flog auf dem Zimmerboden und der rote Wein floss über des Schulmeisters Hand und plätscherte einen Augenblick wie ein Bächlein.

Man sah sich verlegen an, und außer Rosine fiel es im ersten Augenblick niemand ein, über den Schäppeliber glauben zu lächeln. Sie aber lächelte wirklich und

dabei leuchteten ihre dunkeln Augen zu Konrad hinüber, und der, um seine Verwirrung zu verbergen, lächelte nun auch so gut er es fertig brachte. Die anderen drängten sich um das Paar: sie sollten sich doch wegen des dummen Aberglaubens keine grauen Haare wachsen lassen, es gucke wahrhaftig jetzt noch keinem von beiden der Tod aus den Augen; sie sollten nun erst recht und zum Trotz den ganzen Abend guter Dinge sein.

Um die gedrückte Stimmung zu verscheuchen, die die fallenden Glascherben erzeugt hatten, machte Kaspar den Vorschlag, auf die Lebenden anzustossen, nachdem man der Toten die Ehre gegeben habe. Man reichelte dem Schulmeister ein anderes Glas und nun klingelte das Schulzimmer wie eine Wirtsstube an der Kirchweih, und bei jedem Klingeln blickten über die beiden Gläser hinweg zwei Augen ineinander, denn so ist es Brauch; die letzten aber, in die Konrad sah, waren schwarz und glänzend wie an einem Freudenfest und er wich ihnen aus.

Der Schulmeister leerte sein Glas zur Hälfte, stellte es dann auf eine Bank und griff nach der Thürklinke. Man machte sich an ihn heran, um ihn zurückzuhalten, er aber sagte: „Bei Leibe nicht, Kinder! Einmal und nicht wieder! Als ich als junges Bürschchen zum erstenmal hier in diesem Haus schäppelte — 's ist schon manches Jährchen seither auf Reisen gegangen — da bin ich auch mit den anderen geblieben und mußte schließlich noch Tanzmusik spielen, bis der Tag graute. Seit her . . . na! . . .“ Sprach's und wünschte allen mit seinem freundlichen Gesicht eine gute Nacht. Auf der Schwelle wendete er sich nochmals zu dem jungen Volk und hielt schallhaft drohend den Finger empor.

Der Gedanke, daß einmal beim Schäppeln getanzt worden war, imponierte den Burschen. „Ja, die Alten trieben's viel toller als wir“, sagte Kaspar, der eine gar bewegliche Zunge hatte, „und jetzt, wenn wir einmal an der Kirchweih oder am Jahrmarkt ein bißchen über die Stränge hauen, thun sie, als ginge darob das ganze Heimwesen zu Grunde. Ich werd's aber meinem Netti unter die Nase reiben, wenn er mich wieder einmal herunterfanzeln will!“

In diesem Augenblick knarrte die Thür in den Angeln:

„Ist's erlaubt?“

„Wer ist da?“

Nun trat ein Männchen herein, aufrecht, als hätte er einen Ladestock im Rücken gehabt: „Guten Abend allerseits!“

„Was suchst du hier, Brändli? Du fehltest uns grad noch!“

„Nichts für ungut, Mar! Du weißt ja, der Brändli hat's immer mit dem jungen Volk gehalten, wenn er jetzt auch ein grauer Kerl geworden ist.“

Bei diesen Worten griff er nach dem Glas, aus dem der Schulmeister getrunken hatte: „Gesundheit allerseits!“ rief er und trank aus.

Der Brändli war der Hofslump. Da er die Arbeit scheute, hatte er in jungen Jahren Handgeld genommen und gehörte zu den letzten Schweizeröldnern, die im Dienst des Königs von Neapel standen. Als das Schweizerregiment aufgelöst wurde, kehrte er in die Heimat zurück; aber das Arbeiten hatte er in Italien nicht gelernt und verspürte in seinem ganzen Leben nie mehr Lust, das Versäumte nachzuholen. Ehe er in fremde

Dienste trat, hatte er bei seinem Vater gelernt, Körbe zu flechten und zu flicken; daran erinnerte er sich und zog nun seit Jahren mit seinem geraden Soldatenrücken und seinem langen Soldatenschritt im Land umher, schnitt sich auf anderer Leute Grund und Boden Ruten und Weiden, arbeitete einen, wenn's gut ging auch zwei Tage in der Woche, sonst aber führte er ein sorgloses Wanderleben, im Sommer barfuß, im Winter in geschenkten Stiefeln mit Rissen und Flickern, und hatte mit keinem Fürsten getauscht. Und machten ihm die Bauern Vorwürfe wegen seines Müßiggängerlebens, so lachte er sie aus: „Zu was soll ich arbeiten? Ehren brauche ich nicht und Schätze will ich nicht! Hab' ich nicht so viel Sonne wie ihr und so viel Lust wie ihr? Und einen Totenbaum werde ich auch einmal kriegen. Schafft ihr nur! füllt euern Geldsäckel und krümmt euern Rücken und reißt euch Schwielen an die Hände: in fünfzig Jahren seid ihr doch nicht mehr als der Brändli und wer der Gescheitere ist, merkt ihr ja selber jetzt schon. Aber nachmachen könnt ihr es nicht und darum ärgert ihr euch!“

Er war weit in der Runde bekannt, aber sein eigentliches Fürstentum waren die Höfe, und er nannte sich gern „Höferr“. Dort fühlte er sich wohl, dort brauchte er kein Geld, dort beunruhigte ihn das lauernde Auge des Landjägers nicht: er nährte sich von dem, was von den klogigen Bauerntischen abgetragen wurde, und mit einem Korbe erwarb er sich für eine ganze Woche oder auch für zwei das Recht, am Morgen ein Schnäpschen und am Nachmittag oder Abend ein Schöppchen „Most“ zu trinken. Wie manches geschenkte Rauschen hatte er auf den grasigen Wegen von einem Hof zum andern getragen, oder im Sommer hinter dem Haselnußhag auf dem braunen Laube und im Winter im Stall ausgeschlafen.

Die Hofbauern duldeten ihn. Bettler und Handwerksburschen machten selten den weiten Weg zu ihnen hinauf und dem einen Landstreicher stopften sie gern die Böcher im Magen und spülten sie gern die Leber ab, wie sie sagten, besonders wenn er ihnen dafür an den langen Winterabenden von seinem Soldatenleben erzählte: von Ausläufen und Straßenkämpfen und vom Kreuzfeuer, mit dem man die Stadt bändigte; von Raufereien mit italienischen Soldaten, in denen die Schweizer immer die dickeren Fäuste hatten; von den feinsten Pfaffen, denen man auf der Straße beim Vorbeigehen mit den Ellbogen zusetzte; vom Ausbruch des Beswus; von der Cholera und wie die Soldaten die Leichen mit Kärsten aus den Häusern schleppen mußten. „Da war ich dabei, ich, der Heiri!“ fügte er jedesmal nach einem Abenteuer zwischen zwei ergiebigen Schlücken hinzu. Warf er dann und wann, wie zur Befräftigung seiner Aussage, einen italienischen Brocken in seine Suppe, meistens ein maledetto, oder ein Christo madonna, oder ein sacramento, oder auch alle drei untereinander, da sah er um sich die Augen glänzen: die sonst so nüchternen Hofbauern waren fast stolz auf ihren „Hofslumpen“ und kamen ihre Körbe auch etwas hoch zu stehen, sie dachten: „Das Vergnügen muß bezahlt werden auf dieser Welt, vielleicht ist's in der anderen besser.“

Nachdem Brändli des Schulmeisters Glas geleert hatte, mischte er sich unter das junge Volk, um die an-



Käthi, die Großmutter: „Gieb uns heute unser täglich Brod!“

Originalzeichnung von K. Gehri. Aus der illustrierten Gotthelf-Ausgabe, II. Teil. Verlag von F. Zehn, La Chaux-de-Fonds.

gefangen Kränze zu mustern. Da trat er auf die Glascherben, die man vergessen hatte aufzuheben. Er sah hin: „Ist's diesmal gesprungen? Hä? ha, ha, ha! Wer ist das glückliche Paar? Du Rosine? und du Konrad? Famos! Hör', Chueri, ich lade mich zur Hochzeit ein und verspreche dir zur 'Merte' einen Kinderkorb, so groß, daß Drillinge drin Platz haben sollen! Wann ist die Hochzeit?“

Die Gesichter hellten sich auf. Der Brändli mußte kommen, um dem Bülcklein zu sagen, daß das Schäppeli-orakel hinter der dunkeln Seite auch eine helle habe. Nur eine hatte den ganzen Abend daran gedacht; endlich hatte der Korbpficker das Wort ausgesprochen, auf das sie all die Zeit gewartet hatte, das ihr selber nicht von der Zunge springen durfte, ohne welches aber ihr ganzer Kriegsplan eitel Wünschen geblieben wäre. Sie sah den Lumpen mit leuchtenden Augen an, und wenn sie ihm auch zurief: „Du wüster Mann, so zu reden an einem Schäppeliabend!“ er glaubte ihren Augen mehr als ihrem Munde, lachte ins Fäustchen und sah sich nach einem Glase um. Rosine ihrerseits wünschte offenbar nicht, dieses Gespräch weiter auszuspinnen: das Korn war ja jetzt gesät, es wird schon aufgehen; nur nicht merken lassen, daß man es selber gestreut hat! Sie rief ihren Gefährtinnen zu: „Ihr Jungfern, so werden unsere Kränze nicht fertig!“ und bald darauf saßen die Mädchen wieder an ihren Plätzen und emsig zappelten wieder die braunen Finger, ja emsiger als zuvor, denn nun hatten sie Zuschauer bekommen und schauspielerten ein wenig. Die Burtschen steckten ihre Pfeifen an, und wenn gerade in der Brust etwas keimte, der machte sich an sein Mädchen heran und gab sich mit seinen täppischen Händen den Anschein, als wollte er ihr behülflich sein. Die Mädchen hatten nichts einzuwenden, wenn sie auch sahen, daß die Arbeit eher gehemmt als gefördert wurde, und von Zeit zu Zeit fanden sie sogar Mühe, ihre Augen vom Zimmergrün und Moos ein wenig aufzuheben oder auf das leichtmaschierte Liebesgeplauder zu antworten, bald ermutigend, bald abwehrend, wie es ihnen gerade zu Mute war.

Konrad hatte sich in eine Bank gesetzt und, obgleich er nicht hungrig war, machte er sich mit einer Brotkruste zu schaffen, die er sich von dem schweren Laibe geschnitten hatte und die nicht klein ausgefallen war. Das war so ein Mittelchen, um seine Gemütsverfassung zu verbergen und Gleichgültigkeit zur Schau zu tragen; innerlich aber war es ihm so unbehaglich, als es einem Menschen in seiner Haut nur sein kann. Es sah in ihm aus, wie in einem Kornacker, den die Disteln zu ersticken drohen: „Wie kann ich zwei Tage nach ihrem Tode es anhören, wie sich einer zu meiner Hochzeit einladet, ohne daß ich ihm das unsaubere Maul mit der Hand wische, ohne daß ich nur ein Wort finde, um ihn zurecht zu weisen!“ Der Bauerndümel war an der Arbeit, die Pietät zu ersticken: der Burtsche hatte sich in seinem heiligsten Gefühl verlegen lassen, um sein Geheimnis nicht zu verraten und etwa lächerlich zu erscheinen. Denn, wäre es nicht lächerlich gewesen, eine Liebe, die man so lange geheim gehalten, in dem Augenblicke zu verraten, wo man sie begraben muß? Gesteht ein Hofbauer je, daß er sich verrechnet habe?

Wohl sagte eine andere Stimme in Konrad: Das

ist die gute Art nicht! Schämst du dich denn deiner Liebe, daß du nicht vor deine Kameraden trittst und sagst: „Schont mich heute Abend und laßt mich trauern, denn morgen legt ihr meine Liebe in den Erdboden!“ Aber er horchte nicht auf sie.

Dieser Widerstreit der Gefühle, dieses Unterliegen der besseren aber feigen Ueberzeugung brachte über Konrad eine unerträgliche Verstimmung und er schaute unwillig zu der hinüber, die ihn mit einem teuflischen Rucke der Hand so tief in die Patsche gestoßen hatte. Denn er hatte schon gemerkt, daß nicht er das Glas zerbrochen hatte. Warum aber that sie's? Absichtlich? Das glich ihr, denn sie liebte gewagtes Spiel, das hatte sie schon als Schulmädchen oft bewiesen, sie hatte manchmal einen Teufel im Leib. Und sonderbar! man konnte dem kleinen Satan nicht einmal recht böse sein!

Jetzt waren ihre Augen auf die Arbeit gesenkt, Konrad aber sah sie immer noch, wie sie zu ihm herüberleuchteten hinter dem zerbrochenen Glase hervor und wie sie lächelten, und wie sie zu sprechen schienen und ihre Sprache ein Rätsel und doch keines war . . . und er, er hatte auch gelächelt, und jetzt wußte er nicht mehr, ob er es that, um gute Miene zum bösen Spiel zu machen, oder um auf den Gruß der dunklen Sterne zu antworten und dem Rätsel zu sagen: „Ich habe dich gelöst!“

„Nein, kleiner Teufel, diesmal soll dir dein Plan nicht geraten! Ich bin kein Gimpel, der auf einer Leimrute sitzt!“ Er wollte sich einreden, er sei auf das Mädchen böse und suchte seinen Zorn zu schüren, meinent, so den Unwillen, den er gegen sich selber hatte, zu dämpfen. Aber er merkte, daß alles Spiegelsfuchterelei war; denn kann man allen Ernstes Haß dahin schleudern, wo Liebe herkommt? „Nun, wenn man nicht zu hassen vermag, braucht man dann gleich zu lieben? — Pauline, sei unbesorgt!“

Er war soweit in seinen Betrachtungen, als sich ein Glas vor sein Gesicht schob: „G'sundheit, Chueri!“

„Geh' zum Kuckuck, du Lump!“

„Thu' nicht wie eine Wildkatze, ich hab's wahrhaftig nicht böse gemeint!“

„Laß' mich in Ruhe, du Halbnarr!“

Brändli beugte sich zu ihm nieder und flüsterte ihm ins Ohr: „Das bist du, wenn du Jörli's Rosine über die Achsel ansiehst. Das ist ein Mädchen, 's gibt kein zweites so auf den Höfen. Mit der ist Keiner verloren; schaffen kann sie wie ein Roß, stell' sie wohin du willst: die ist in jedes G'schirr recht! Und für dich ging' sie durchs Feuer, wenn's müßt' sein, denk' nur der Brändli hab' dir's gesagt und der hat muntere Augen, wenn er nicht gerade einen Schwips hat. Und der Alte, ich meine den Jörli, der geht auch nicht am Bettelstecken, der hat's dick im Kasten! G'sundheit, Chueri, G'sundheit, sag' ich!“

Konrad legte seine Brotkruste hin und ohne etwas zu erwidern oder dem Lumpen Bescheid zu thun, mischte er sich unter die anderen. Der Brändli war an solche Behandlung längst gewöhnt; er leerte sein Glas, ohne es einmal von den Lippen abzusetzen, aber bedächtig, mit halb geschlossenen Augen, wie einer, der zu genießen versteht, schnalzte dann mit seiner glücklichen Zunge und machte sich wieder an die „Begle“ heran.



Käthi, die Großmutter: „E Gottlob, daß wir wieder daheim sind.“

Originalzeichnung von K. Gehri. Aus der illustrierten Gotthelf-Ausgabe, II. Teil. Verlag von F. Zehn, Chaux-de-Fonds.

Wie Konrad in die Nähe der Lampe kam, da rief einer aus: „Ei, seht den Chueri an! Der macht ein Gesicht, als ob wir für ihn schäppelten! So rasch geht's nicht! Eins nach dem anderen!“ Viehhändlers Hans meinte, er müsse den Scherz weiter spinnen, nahm einen Kranz, der fertig in einem Korbe lag und warf ihn Konrad über die Schultern, indem er rief: „Es soll keins sagen, das Schäppelglas wisse nichts: schaut nur her: wir haben

dem Chueri g'schäppelet!“ „Das heißt Gott versuchen!“ riefen die Mädchen entrüstet. Konrad aber bekam einen roten Kopf, kehrte sich um und warf den Spötter, der diese Wendung der Dinge nicht vorausgesehen hatte, an eine Wand, so daß das Getäfel frachte. Es wäre zu einer Rauferei gekommen, hätten nicht die Mädchen ob solchem Beginnen ein Geschrei erhoben und die anderen Burschen sich zwischen die beiden gestellt.

„Geh' nach Hause!“ jagte sich Konrad, aber gleich regte sich sein Bauern-eigensinn wieder: „Nein, sie sollen mich nicht mit ein paar schlechten Späßen vertreiben; ich bleibe zum Troß, wer mir aber zu nahe tritt, dem weiße ich die Zähne.“

Indessen hörten die Sticheleien und Neckereien nicht auf. Den Burschen war die Laune, die er den ganzen Abend zur Schau getragen, unerträglich und sie wollten es ihn büßen lassen, richteten sich jedoch dabei so ein, daß sie seinem Ingrimm nie genügenden Grund gaben, loszubrechen.

So wurde Konrads Lage immer unge-

mütlicher und schließlich sah er ein, daß er entweder das Feld räumen oder eine andere Maske anlegen müsse. Er wählte das Schwierigere von den beiden; da ihm aber ein fröhliches Gesicht und lustige Rede nicht gelingen wollten, beschloß er bei der „Legle“ ein Darlehen zu erheben und that mit dem Glase freundlicher, als es sonst seine Gewohnheit war. So kam es, daß, als etwa eine Stunde später der Hoflump sich ihm wieder näherte,

ihm sein Glas vor die Nase hielt und rief: „He, Chueri G'sundheit!“ er ihm nicht mehr sagte: „Geh, zum Kuckuck, du Lump!“ sondern kräftig anschlug wie mit einem anderen.

Es mochte etwa halb zwölf Uhr sein, als die Kränze fertig in den Körben lagen. Die ganze Gesellschaft war gesprächig geworden, die Kirchenstimmung, die anfangs geherrscht hatte, war schlafen gegangen, man scherzte und lachte wie in einer Spinnstube. Alle saßen oder standen ein Weilchen da mit müßigen Händen, und man sah es ihnen an, zum Ausbrechen schien ihnen die Stunde noch zu früh: man kommt so selten zusammen und jetzt ist der Sommer vor der Thüre mit all seinen Mühen, und bis zur Kirchweih sind noch volle drei Monate!

Da übertönte Brändli's heiserer Ruf das allgemeine Geseum der Stimmen: „Die Legle hat verblutet! Kein Tröpflein mehr drin! Höri nur: hohl! hohl!“ Er hatte ihr unvermerkt den Garauß gemacht und stand nun da mit seinem geraden Rücken, in der einen Hand ein noch halbgefülltes Glas haltend und mit den Knöcheln der anderen auf das Gefäß klopfend.

Was war da zu thun? Ausbrechen? trocken bei einander sitzen?

„Christian, füll' sie nochmals!“ rief einer.

„Nein, nein!“ wehrten die Mädchen, „jedenfalls nicht mehr ganz!“

„He, Christian, was zauderst du, wie eine Geiß vor einer Brenneßel!“

Der Angerufene wollte sich nicht uzen lassen, rasch griff er nach dem Riemen der „Legle“ und verschwand unter der Thüre. Er wohnte auf dem Hofe, auf dem das Schulhaus stand und wurde nun von seinen Kameraden gebrandschaft. Brändli, als er sah, wie die Aussicht auf eine neugefüllte „Legle“ Sonnenschein auf alle Backen warf, rieb sich vergnügt die Hände und dachte: „Sie sagen mir jedesmal, wenn ich ihnen über den Weg laufe: ‚Brändli du bist ein Lump, Brändli du sauft zu viel!‘ Bah, sie thäten's alle gern und sind zu dumm dazu!“

Diesmal war die „Legle“ nicht mit Wein gefüllt: der rote Trank, der aus dem dünnen Kupferdörchen in die Gläser schäumte, war Freude, pure Freude. Wer dachte noch daran, daß man zum Schäppeln zusammengekommen war? Man stieß an mit fester Hand und wo zwei Gläser sich fanden, da leuchteten auch vier Augen ineinander und manchmal auch vier Reihen Zähne und meinten in ihrer schelmischen Sprache: „Nimm dich in Acht, oder ich beiße dich!“

Als man die zweite „Legle“ mit dem munteren Läuten gesegnet hatte, ließ sich des langen Kaspar's Stimme vernehmen: „Wie wär's, Kameraden, wenn wir es hielten wie die Alten?“

„Wie meinst du das?“

„Ei, wenn wir ein Tänzchen machten!“

Anneli, das jüngste der Mädchen, lachte wie ein silbernes Glöcklein zu dem Einsall, aber ihr helles Klingeln wurde erstickt von dem Gebrumm und Gezwitscher des Widerspruchs, das auf allen Seiten losbrach: „Das geht nicht an! Was für ein Einsall! Das schickt sich doch nicht! Das wäre gottlos!“

„Nun, 's war ja nur eine Meinung,“ sagte Kaspar, „laßt es meinetwegen bleiben und tanzt am Montag mit dem Karst auf dem Kartoffelacker oder in der Kliche

mit dem Besenstiel! Mir mag's gleich sein, aber das sag' ich: wenn man sich zu euch hält, kann man in seinen alten Tagen nicht einmal einen ordentlichen Streich erzählen, ihr Eßigkrüge! Was wäre das denn für eine Sünde? Hans, als dein Großvater, der Viehhändler Stoffel, starb, hat nach der Beerdigung Jung und Alt getanzt, alles was ins Leid geladen war. Ist das wahr oder nicht? Und kein Mensch hat sich darüber aufgehalten und ich habe deinen Vater selber sagen hören, sein Metti selig hätte gewiß im Grab gelacht, wenn er's hätte mit ansehen können: man müsse tanzen, so es einen danach gelüste und ein Paar anderer Beine auch mitthun wolle.“

Kaspar's Rede war nicht zum Fenster hinaus gesprochen; auf den Gesichtern konnte man lesen, daß die Meinung im Begriff war umzuschlagen. Uebrigens war ja der Widerspruch so ernst nicht gemeint gewesen: er war ein Mäntelchen, gewoben aus ein bißchen Scheu, wohl auch aus ein bißchen Heuchelei und man hatte es umgeworfen in der festen Zuversicht, es werde sich schon eine anständige Art finden lassen, es wieder abzustreifen. Indessen hütete man sich wohl, das Mäntelchen zu früh fallen zu lassen: der Bauer ist bedächtig, will man von ihm etwas, einen Kauf oder eine Einwilligung, und wär's auch zu seinem Nutzen, und wär's auch zu einem Tänzchen, man muß mit ihm darum feilschen, das gehört zu seiner Lebensweisheit.

Da, wie jeder erwartete, sein Nachbar werde einen bequemen Weg vom „Schäppeln“ zum Tanzen finden, klang es tief und weich: „Tanzt heute nicht!“

Das war eine Enttäuschung, aber der Ketter in der Not ließ nicht auf sich warten, er kam von der Legle her mit seinen langen Soldatenschritten: „Was bist du heute für ein verdrießlicher Bursche! Christo Madonna sacramento! Willst du denn braver sein als die anderen? Du Freudenverfälscher! Geh! ich weiß, du würdest ums Leben gern tanzen, wenn du nicht Angst hättest, der Schulpfleger Ruedi könnt's erfahren und seinem Chueri die Kappe schleifen!“

Die anderen lachten und Brändli, durch den Erfolg ermuntert, sprach weiter: „Wenn der Chueri nicht tanzen will, was schert das euch? Tanzt, weil ihr noch Waden habt und die Füße klappen könnt! Das ist alleweg besser als greinen und flennen. Wollt ihr nicht, daß es die Alten erfahren, nun, wer plaudert's aus, wenn ihr euer eigenes Kieglchen vorschiebt? Ich thu's nicht! Ich nicht! Ich, der Heiri!“

„Aber der Schulmeister? Ihr habt ja gesehen, wie er den Finger aufhob,“ sagte Anneli, das noch vor zwei Jahren zur Schule gegangen war.

„Ach, der Alte war noch nie eine Plaudertasche; gefällt's ihm auch nicht, so schwagt er's doch nicht aus: ihr sagt ihm morgen ein Wörtchen ins Ohr und damit basta!“

Dem jungen Volk zuckten schon die Tänze in den Füßen, besonders den Mädchen. Die drängten sich zusammen, stellten sich auf die Zehen und zwitscherten und sicherten und stützten die Arme in die Hüften. Einer der Burschen, der die Stimmung richtig beurteilte, blickte sich, um die gelockerten Schuhriemen fester zuzuziehen. Christian aber stellte sich vor ein Seitenfenster, sah in die Nacht hinaus und brummte etwas.

"Was hat dir der Mond zu Leide gethan, daß du ihn ankunurft?" fragte ihn Jörlis Bert, der hinter ihm stand.

"Da sieh nur her! Wenn der Nachbar Stelzer den Kopf unter der Bettdecke hervorstreckt, so sieht er grade durch dieses Fenster ins Schulzimmer und merkt der etwas von unserem Tanz, nachher weiß es morgen die ganze Gemeinde. Es geht wirklich nicht!"

Er hatte die letzten Worte so laut gesprochen, daß sie auch von anderen vernommen wurden. "Warum geht es nicht?"

"Wegen dem Fenster da?"

Alle begriffen sogleich. Wie war da zu helfen? Einen Augenblick wurde es mäusestill im Zimmer.

Da plakte das lebhafteste Anneli, das seine Tanzlust noch nie recht gestättigt hatte und nun ohne Besinnen seine Seligkeit für ein Wälzerchen oder ein Hopscherchen hingegeben hätte, plötzlich mit der Sache heraus: "Ich hab's! die Wandtafel! die Wandtafel!"

"Hurrah, Anneli! Respekt vor dir!"

Drei, vier Mädchen eilten auf die Wandtafel zu, hoben sie vom Gestell und trugen sie lachend zu dem verräterischen Fenster. Nun griffen auch die Burschen ein und nach wenigen Minuten war das Seitenfenster so gut wie blind und das Schulhaus zeigte dem lauernden Nachbarhaus keines seiner freudenhellen Augen mehr.

Jetzt wurden die Schulbänke zurückgeschoben und aufeinander gestellt, um Raum zu gewinnen, und bei dieser Arbeit kam eine ausgelassene Heiterkeit über die Leutchen. Einige der Burschen zogen ihre braunen Barchentfittel aus und warfen sie auf die aufgeschichteten Bänke, andere suchten mit den Augen möglichst unauffällig die Tänzerin, mit der sie am liebsten den ersten Wirbel durch das Zimmer gedreht hätten, einer aber rief: "Stampft nicht zu stark auf den Boden, damit der Schulmeister nicht ärgerlich wird."

"Wer aber spielt auf?"

Neue Bestürzung! Daran hatte man nicht gedacht. Man sah sich um und musterte sich.

"He! Konrad! Heraus mit der Mundharmonika!"

"Ich habe sie nicht bei mir!"

"Schaut den Schlaufkopf! Da es ihm nicht ums Tanzen ist, sollen auch wir feiern! Heraus mit der Knüttlingerin!"

"Ich habe sie nicht bei mir!"

"Glaub's, wer mag!" rief Kaspar, näherte sich seinem Kameraden, der auf einer Bank saß und klopfte ihm auf die Taschen seines Kittels. Dann wandte er sich mit einem langem Gesicht zu den anderen: "Wahrhaftig! Wer hat den Chueri je ohne seine 'Musik' gesehen! Und grad heute muß er sie zu Hause lassen! Chueri, du bist diesen Morgen mit dem linken Bein aufgestanden!"

"s wird doch einer ein Tänzchen pfeifen können!" rief Anneli. "Wenn's keiner der Burschen thut, kann ich's zur Not." Und sie fing an das Liedchen zu pfeifen: "Auf und an, spannt den Hahn," machte dazu ein paar Tanzschritte, mußte aber lachen und brach ab, und alles lachte mit dem drolligen Geschöpfchen.

Als alle ratlos dastanden und nicht wußten, was anfangen, da tönte es von der Stelle her, wo die "Regle" stand: "An den alten Brändli denkt ihr natürlich nicht! der ist altes Eisen und taugt zu nichts!"

Richtig, der Brändli! Hatte er nicht schon mehr als einmal bei einer Spinnstube ausgeholfen? Spielte er auch nur Manteltrommel, was that's? Brauchte man denn mehr als den Takt?

"Laß' los, Hoffürst! spiel' auf, daß dein Volk tanze!"

Der Lump war ganz glücklich, sich dem jungen Volke nützlich machen zu können; lächelnd griff er in die Busetasche seines schäbigen Rockes, nahm bedächtig ein rotes Taschentuch heraus und aus diesem wickelte er seine Manteltrommel. Nachdem er noch rasch einen ausgiebigen Schluck aus dem Glas gezogen und sich die Lippen abgeleckt hatte, nahm er sein kostbares Instrument zwischen die Zähne und fing an, ihm mit dem rechten Zeigefinger die einförmige Musik zu entlocken. Aber als schon die ersten Paare sich zu drehen begannen, brach das Tönen wieder ab: "Halt! halt! Wenn Schulpflegers Chueri nicht thut, wie andere Leute, spiele ich nicht! Wenn der Hoffürst Tanzmusik macht, tanzt alles!" Rief's und stieß dann mit seiner vom Alkohol heiseren Stimme einen Fuchzer aus: "Zu-hu-hu!"

"Halt's Maul und spiel auf!" riefen die Burschen, denen der freischende Fuchzer bei ihrem schlechten Gewissen nicht lieb war. Der Lump aber, der halb betrunken und, wie immer in diesem Zustande, eigensinnig war wie des Müllers Esel, beharrte auf seinem Begehren: "Tanzt der Chueri nicht, spielt der alte Brändli auch nicht auf!"

"Ich thu's nicht!" jagte Konrad.

Da drang alles in ihn, er solle ihnen doch jetzt nicht den ganzen Abend verderben. Die Burschen wurden unwillig und die Mädchen vielleicht noch mehr, wenn sie es auch weniger zeigten: "Der will den ganzen Abend besser sein als wir, er ist gar nicht wie sonst! Können wir etwas dafür, daß er ein Bett mit einer Sterbenden drin erhandelt hat? Was? sollen wir jetzt darunter leiden?" raunte man sich ins Ohr.

Konrad mußte endlich nachgeben. Er reichte dem ersten besten Mädchen den Arm und die Paare umfaßten sich wieder. Aber wieder protestierte der Lump: "Da wird nichts daraus! Mit seiner Schappelijunger tanzt er! Die Scherben sollen zusammengeklebt werden! So will ich's! ich, der Heiri!"

Alle mußten lachen über das selbstbewusste Gebaren des Fürsten. Rosine aber huschte an Konrads Seite und flüsterte ihm zu: "Es ist nichts mit ihm anzufangen, wenn er so ist, du weißt es ja! Drum gib nach, sonst giebt's noch Handel und das ist schlimmer als ein Tänzchen. Tanze den ersten mit mir und mach' nachher, was dich gut dünkt."

Konrad sagte leise zu sich: "Du bist der elendeste Tropf, den der Erdboden trägt," und reichte dem Mädchen seinen Arm. Der Lump, wie er sah, daß er seinen Willen durchgesetzt hatte, stieß seinen zweiten Fuchzer aus: "Zuhuhu!" und nun ging der langersehnte Tanz los, rasch, brausend, wild, wie der Mühlteich, wenn der Müller die Schleuse aufzieht. Die Manteltrommel klang zwischen den Zähnen des Korbflickers wie das halbunterdrückte, schelmische Lachen eines Kobolds: "Ha, ha, ha!"

Die Kittel und Röcke streiften sich, die Schuhe glitten auf dem Boden, die einen flink und leicht, die anderen schwer und wuchtig und die Nägel zogen dunkle, krumme

Linien auf den tannenen Brettern. Der Staub in den Zugen wurde aufgeschweht und flog erschreckt in die Zimmerluft, besonders wenn einer der Jungen, seiner Lust nicht mehr Meister, mit den Haken wuchtig zum Takt stampfte. Der Atem flog rascher und rascher, die Wangen erglühten wie Morgenwolken, die Augen, voller Lust, schlossen sich halb, der Bursche faßte die Maid fester und ihr Kopf suchte Halt an seiner Schulter; die langen Bankreihen klapperten leise und wären gerne mitgehüpft und kamen nicht von der Stelle, und der Stubenboden zitterte vor Lust und wurde warm.

Die Maultrommel brach ab. Kaum gönnte man dem Musiker die Zeit, seine allzeit trockene Zunge zu legen: „Hü!“ rief einer zum Scherz und „hü!“ ging's weiter: nach dem Walzer eine Polka, nach der Polka ein Schottisch, dann ein Ländler und ein Hopser, und waren Musiker und Tänzer am Ende ihrer Kunst angelangt, so ging's wieder von vorne an: „Zuhuhu!“

Konrad tanzte wie ein anderer: es ging ihm mit dem Tanzen, wie mit dem Singen: war er einmal im Zug, so hätte der Saal einstürzen können, er hätte auf den Trümmern seine Nägel geschliffen. Ja, er wurde nun gesprächig und drehten sich die Beine nicht, so tanzte die Zunge in ihrem engen Kämmerlein. Und war das ein Wunder? War nicht die „Legle“ mit Freude gefüllt und hatte sich der Bursche nicht wacker an sie gehalten? Und hatte Rosine nicht das kurzweiligste Plaudermäulchen von der Welt?

Nur hie und da, wenn die Maultrommel erschlaffte, die Fußsohlen ruhten und die Stimmen sich dämpften, fuhr ihm die Erinnerung an Pauline wie ein Nadelstich durch die Brust, aber es war nur einen Augenblick: „Ha, ha, ha!“ rief der Kobold in der Maultrommel! „Hü!“ ging es weiter und fort war Paulinens Bild: kann man etwas genau ins Auge fassen, wenn man sich dreht wie ein toller Kreisel? Kann die Brust fühlen, wenn sich die Seele in den Füßen zu schaffen macht? Findet der Tod ein Plätzchen, wo sich das Leben so ungestüm gebärdet?

Rasch wie der Tanz flieht die Zeit. Die Uhr an der Wand, wenn man auch bei dem Treiben ihr Tickack überhört, eilt und eilt, wie wenn auch ihr der rasende Takt ins Räderwerk gefahren wäre, und der alte Perpendikel mit dem angelaufenen Messingknopf schlägt aus nach links und nach rechts, stramm wie ein Turner. Sie meinen's gut, das Räderwerk und die Zeiger und der Perpendikel in ihrer Sympathie mit dem jungen Volke, aber sie verstehen ihr Geschäft nicht recht: rückwärts sollten sie gehen, rückwärts wie jedes Menschenleben, rückwärts wie die Welt gehen sollte, ins Reich der erloschenen Morgenröte! Erst noch hatte der Ruckuck

aus seinem Häuschen gerufen: „'s ist zwei, Ihr Leute!“ und eben jetzt, eine Pause im Tanzen benutzend, knackte das alte Ding an der Wand, es „warnt“: in fünf Minuten ist's drei!

Erschreckt schaut alles an die Wand, als wäre dort das „Menc, Tekel, Upharsin“ erschienen: „O je! Und wir sind noch nicht einmal recht im Zug! Brändli, hü! keine Zeit verloren!“

Er aber, der bis jetzt so wacker ausgehalten, beeilt sich nicht zu sehr, er greift zum Glase, leert es mit zitternder Hand und möchte nochmals sein „Zuhuhu!“ ausstoßen. „Zu . . . die Stimme versagt ihm; er versucht es noch einmal: umsonst, seine Kehle ist lahm und nun ist das Restchen Energie, das ihm noch geblieben war, wie fortgeblasen: der Wein ist sein Herr geworden; er wirft das Glas auf den Boden und sucht in seiner Busentasche nach dem roten Taschentuche, lallend: „Ich spiel' nimmer.“

Die Burschen fuhren ihn barsch an; er aber, seiner Wichtigkeit noch halb eingedenk, warf ihnen seine Maultrommel ins Gesicht: „Maledetti villanacci!“

Die Mädchen, denen das Tanzfieber immer noch in den Füßen zuckte, suchten ihn zu beschwichtigen: umsonst. Er ging schwankeend den Bänken nach, auf denen die Gläser standen, trank eins ums andere leer und warf es dann auf den Boden, bis ihn ein Bursche etwas unhöflich am Kocke zupfte. Der Betrunkene purzelte auf den Boden hin, fing an, mit seiner stammelnden Zunge zu fluchen wie ein Türke und machte gar keine Anstrengung, sich wieder zu erheben. Da sahen die jungen Leute, daß es mit dem Tanzen für diesmal aus sei; sie stellten die Bänke wieder in Reih und Glied, hoben die Wandtafel vom Fenster herunter und schickten sich an, den Heimweg anzutreten. Christian griff nach der „Legle“, schüttelte sie und meldete, daß noch ein Restchen Wein drin sei. Das vernahm der Lump am Boden. „Wir die Legle, Christo . . . mir die Legle“ und sperrte sein Maul auf, und als Christian nicht auf ihn hörte, fing er an zu weinen und zu schreien wie ein kleines Kind: er hatte das „trunkene Glend“. Da packten zwei Burschen den Hoffürsten, einer am Kopf, der andere an den Füßen und trugen ihn hinaus und hinab zu Christians Scheune. Dort warfen sie ihn auf einen Haufen Streu. Er lallte noch ein paar unverständliche Worte und schlief dann ruhig ein: er war an dieses Lager und an solche Begleitung längst gewöhnt: eine königliche Seele steht über diesen Erbarmlichkeiten des Lebens.

Das Schulzimmer leerte sich, die Lampe erlosch von selbst, sie war müder als alle.

(Schluß folgt).

Aveläuten!

Hoch oben über dem Dorfe steht
Ein Kirchlein auf schroffem Stein;
Von dort, wann nieder die Sonne geht,
Läuten den Frieden sie ein.

Dort zieht jetzt, wann es vom Berge steigt
Ein Maidlin das Glockenseil.
Von dem, daß es mir in Tren'n geneigt,
Weiß ich seit kleiner Weil'!

Und immer, wenn nun das Glöcklein hallt,
Da faßt es mich fremd wie nie,
Daß ich die Hände fast kindlich falt',
Stammelnd mein Ave Marie!

Ringsum ein seliges Schweigen ist
Und flammender Firmeschein!
Und droben, die, so mein eigen ist,
Läutet den Frieden ein!

Ernst Zahn, Göschenen.